

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 12

Artikel: Begegnung mit Anatole France
Autor: Laretelle, Jacques de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

✓ Begegnung mit Anatole France

von *Jacques de Lacretele*

Deutsch von Arnold Burgauer

Ich bin France 1920 bei einem amerikanischen Freund, Edward Wassermann begegnet, der während des Krieges nach Europa kam und dem France väterliche Zuneigung entgegenbrachte.

France war nicht mehr sehr rüstig und seine Gesichtszüge zeigten zeitweise eine ungewöhnliche, anmutlose Starrheit. Aber im Gespräch wurde all das durch seinen lichten und sprühenden Blick und durch ziemlich poetische Handbewegungen verdrängt. Auch huschten dann und wann Schimmer der Güte über dieses Gesicht, bis die Sanftmut des alten Schäfers unverhofft einen Ausdruck der Härte und verächtlichen Zornes annahm. Ich habe auf einem Gesicht selten so schroffe Gegen-sätze wahrgenommen und nur selten einer derartigen Verwandlung einer allumfassenden Liebeslandschaft in eine feindliche Wüste beigewohnt.

Im Gespräch schien er mir eine sichtliche Vorliebe für Ideen und Empfindungen zu haben, die sich am besten für Geistesgymnastik eignen. Er liebte das Fragment, das Couplet, die Vignette. Daher zweifellos die wechselnden – besser gesagt verwirrten Ansichten, die ihr Dasein einzig der Anekdote und der gutgeschnittenen Fassung des Augenblicks verdankten.

Ich erinnere mich, daß an jenem Tage bei Edward Wassermann jeder von uns in France' Gespräch sich selbst begegnete. Unser Gastgeber in einer kleinen Erzählung aus dem Unabhängigkeitskriege. Einer schönen und eleganten Dame wußte er anmutige Dinge über die Kleidung der mittelalterlichen Frauen anzubieten. Claude Farrère erhielt eine chinesische Geschichte. Und endlich zitierte er für mich, da eben mein erstes Buch erschienen war und France dessen Anfang gelesen hatte, ein Hirtenlied Tibulls über die Jugend. Das machte mich überglücklich, wie mir denn auch die ganze Unterhaltung munter und abwechslungsreich erschien; dennoch hatte ich beim Weggehen den Eindruck, eine Stunde bei einem Sammler verbracht zu haben, der seine Mappen geöffnet und jedem von uns einen kleinen Stich, an dem er nicht sonderlich hing, verehrt hatte.

Ich weiß wohl, daß der Geist, wenn er liebenswert erscheinen will,

im Verein notwendigerweise diesem Verfahren anhängen muß. Aber inmitten der dienstbaren Liebenswürdigkeit hat das Echte Mühe, sich Geltung zu verschaffen; vergebens sucht man nach dem wirklichen Wesen des Sprechenden: Witz oder launiger Einfall verbergen oder entstellen allzuoft den eigentlichen Sinn.

Dieses Gefühl der Entstellung hatte ich auch das zweite Mal, als ich France sah. Es war beim Mittagessen und einige Zeit nach der ersten Begegnung. Er war vor kurzem ernstlich krank gewesen; sein Kopf war klar und sein Wort lebendig. Und doch mußte ich, indem ich seiner Erzählung folgte, an das Licht erloschener Gestirne denken.

Er setzte uns Geschichten vor, von denen die meisten wegen irgend-einer malerischen Wendung herbeigezogen wurden, nicht weil sie wesentliche Wahrheit enthielten. Daher wohl die unaufhörliche Über-treibung der angeführten Tatsachen. Während er redete, dachte ich, daß ein Kind, das ihm zuhörte und alsdann erfuhr, daß France einer der bedeutendsten Geister der Zeit sei, – daß dieses Kind es nur wider-willig glauben würde. Ein Kind verwechselt die Einsicht mit der rich-tigen Beleuchtung der Dinge und ihrer genauen Wiedergabe; es an-erkennt sie nur beim Menschen, der ihm die Wahrheit in gleicher Weise zeigt, wie man ein Ding entdeckt; am munter Phantasierenden, der es zum Lachen reizt, ergötzt es sich, ohne ihn besonders zu achten und ... weshalb es nicht gestehen? ... ich bin in dieser Hinsicht noch immer Kind geblieben. Trotzdem ich für die Kunst empfänglich bin und Geist und Witz zu kosten verstehe, wird mich keine Unterhaltung fesseln können, in der ich nur diese beiden Eigenschaften finde. Erst wenn ich sagen darf «Wie wahr!» wird die Gefolgschaft unbedingt und echt.

In diesem Augenblick möchte ich nicht nur France einen Vorwurf machen, denn ich habe oft bemerkt, daß große Künstler die einen be-stimmten Zeitpunkt ihres Schaffens überschritten, in ihren Gesprächen dieser Notwendigkeit, das Rechte zu sagen, nicht mehr nachleben. Sie kümmern sich nicht besonders um die Wahrscheinlichkeit, sie setzen nirgends einen Schnittpunkt. Ist das aus einer gewissen Verachtung ihrer Zuhörer zu verstehen, aus dem Glauben, daß alles wahr ist und alles gesagt werden darf? Oder liegt es wohl in der mühelosen Erfindung von Personen begründet, die nie widerlegt werden können? Es ereignet sich immer wieder, daß man im Leben, selbst am gewissenhaftesten Schriftsteller, gewisse Ähnlichkeiten mit Tartarin entdeckt. Ein unver-fälschtes und sehr aufmerksames Kind, das man beispielsweise zu Proust geschickt, hätte sich nicht enthalten können, über sein Gespräch

selbstverständliche kleine Beobachtungen anzustellen, die Prousts empfänglichem Genius und seinem kritischen Geist einfach entgangen sind. Man weiß, daß es bei Proust wahrscheinlich außer dem Mißbrauch der Phantasie seine Unkenntnis der praktischen Dinge und das Aufspüren unmöglichster Beziehungen waren, welche diese Entstellung bedingten. Mit andern zusammenleben und das Wort an sie richten, hieß für ihn, sich einer fremden Sprache bedienen; dann verirrte er sich, verlor jedes Maß und legte dem was er sagte eigentlich auch keinen besondern *Wert* mehr bei.

Was France anbetrifft, so habe ich den Eindruck, daß er am Ende seines Lebens mit der Wahrheit spielte; der Wert seiner Einfälle lag anderswo: in einer gewissen Fähigkeit plastischen Gestaltens und in seiner einseitigen Haltung. Dazu kommt, daß er die bei Greisen oft beobachtete Neigung besaß, entgegen allen Tatsachen aus Kleinigkeiten ein Drama aufzubauen. So erinnere ich mich, daß er uns bei jenem Mittagessen erzählte wie Edward Wassermann, der während des Krieges sein Nachbar in der Touraine war, ihm aus La Béchellerie Brot aus amerikanischen Feldküchen brachte. France machte eine pathetische Geschichte daraus. Wer seine Stimme hörte und sich in sein Gesicht versenkte, mußte an einen Patriarchen denken, der von der Hungersnot in der Wüste erzählte. «Wir starben vor Hunger... er hat uns das Leben gerettet...» machte er mit demutsvoller Betonung und zitternder Gebärde. Dieses Stück Weißbrot war für ihn zur Speisung der Armen geworden. Bei Tisch war der Wille geteilt, und man wußte nicht, ob man France zeigen solle, daß man seine Geschichte ernst nehme oder seine Erfindungsgabe zu schätzen wisse. Das gab den Gesichtern einen verwischten und unsicheren Ausdruck, den ich nicht ohne Befremden wahrnahm.

Bei jenem Essen ereignete sich auch ein anderer echt Francescher Auftritt, den ich erzählen will. Man sprach von Molière. Unsere Gastgeberin, die schön und ungezwungen war und France zu belustigen suchte, fragte ihn ob er der Meinung sei, daß im «Baiseraï-je?» des *Malade Imaginaire* eine doppeldeutige Absicht stecke. France antwortete ihr darauf sehr ernst, daß er es nicht glaube, hielt sofort ein kleines mutwilliges Linguistenkolleg und fügte bei, daß er sich seinerseits nie dazu habe entschließen können «embrasser la joue» zu schreiben. Ich erinnerte meinerseits an Mme. de Sévignés Ausspruch an ihre Tochter: «Vous avez donc baisé toute la Provence?» All das war ziemlich geistreich und entführte die Gedanken durch alte Bücher mit ihren farben-

frohen Bildern; aber der Ausgangspunkt war ganz klein und das Ergebnis der Rundfrage keineswegs überraschend. Es schien mir, als ob Mlle. Laprévote (France hatte zu jener Zeit noch nicht wieder geheiratet), die dem Gespräch mit einer gewissen Zurückhaltung folgte, uns allen eine Lehre gegeben habe.

Mein Gott! Welch schrecklicher Gebrauch der Rede! Wer nur etwelchen kritischen Sinn, einige Skrupeln und ein Gran Selbstachtung besitzt, muß darauf verzichten. Man fragt sich, ob der Sprechende aufrichtig ist, ob nicht ein Trugschluß in seinem Urteil liegt, oder ob Zuneigung oder Widerstreben in seine Vorstellungskreise eingetreten sind. Und ist es manchmal nicht Berechnung, die uns beim Antworten zu unserer momentanen Ansicht zwingt? Wird das Gesagte auch später wahr sein? Hätte man die Gedankenführung nicht straffer spannen oder einen besseren Ausdruck finden können?

Einsamkeit ist Befreiung. Ich habe immer so gedacht, heute überzeugter denn je. Königliche Mußbestunden: da darfst du alles Mißfallende – Gesicht und Gedanke – töten und alles, was dir teuer, ohne Grenze nähren. Dann wird ein sechster Sinn, der Sinn der Träumerei geboren.

Wenn ich allein bin, habe ich den Eindruck einer ständigen, ungestümen und unverhofften Bereicherung, die wie durch Raub entsteht. Alle Formen der Einsamkeit vergrößern meinen Schatz: die Lektüre durch tausend kleine handwerkliche Fingerzeige, die Betrachtung der Natur durch ihre sehr ferne Musik. Selbst ein einfacher Spaziergang in den Straßen von Paris ist eine ständige Ernte. Weil ich allein war, habe ich dort die süßesten und gemeinsten Bilder gesehen, die mir sonst versteckt geblieben wären. Das gemeinste: eine schwarz gekleidete Frau geht vorüber, das Gesicht unter einem langen Trauerschleier verborgen. Plötzlich lüftet sie den Schleier, entblößt ihren Mund und spuckt zu Boden. Ich bin vor Ekel aufgesprungen.

Aber Welch schöne kleine Bilder entdecken wir auf unseren einsamen Landstreichereien. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages vor der Scheuklappe eines Pferdes stand, das an einen Blockwagen geschirrt war. Das Leder war schwarz, leuchtend und gut erhalten; was aber meinen Blick bannte, war die Messingmarke, die über dem Scheuleder angebracht war. Die Arabeske der Buchstaben und der Glanz des mattgelben Metalls ergaben ein wahres Kleinod. Ich dachte an die Monogramme von Aubrey Beardsley und an gewisse Ornamente im Kabinett von Isabella d'Este in Mantua; weder dort noch sonstwo habe ich etwas derart Geläutertes gesehen. Ich betrachtete den Fuhr-

mann, einen langsam und besorgten Mann des Nordens, der seine Peitsche wie eine gezähmte Schlange um den Hals trug und der beim Ordnen des Geschirrs mit sich selber Zwiesprache hielt. Da stiegen eine Menge von Mutmaßungen über sein Leben in mir auf: ich sah ihn im Umgang mit den Tieren, vernahm die Worte, die er an seine Frau richtete und hörte das linkische Wiegen seiner Schritte auf den Kirchtürschwellen. Dieser ganze Roman hat sich damals irgendwo in meinem Hirn eingenistet und wird wohl eines Tages wieder das Weite finden. Wenn ich aber nicht allein gewesen wäre, hätte ich nichts gesehen, nichts erfunden. Dieses Scheuleder von so kostbarer Schönheit wird jedoch, verglichen mit einer Vision, die mich eines Tages in der Gegend von Clamart, glaube ich, heimsuchte, zum unbedeutenden Erlebnis. Es war freilich nur der Aushängeschild eines Barbiers, eine goldene Kugel, an der ein langer schwarzer Schweif befestigt war. Die Front des Hauses war frisch geweißelt und ganz von der Sonne beleuchtet. Ich stand auf der einen Seite neben der Kugel, die noch keine Strahlen empfangen hatte und fahl und traurig dahing, wie der Bereich ewiger Nacht. Man hätte sie für ein seltsames Wappen halten können, das ein grillenhafter Engel zurückgelassen hatte. Aber wem dürfte man dieses Wunder unter der Decke seiner plumpen und abergläubischen Alltäglichkeit zeigen? Wem einen Begriff dieser geheimnisvollen Schönheit beibringen, die sich nur schwer in vernünftige Worte übertragen läßt? Einem Maler vielleicht. Die Maler von heute sind in der Darstellung dieser Dinge sehr viel weiter als wir Schriftsteller vorgedrungen. Man könnte glauben, daß sie manchmal die Sinne Taubstummer besitzen.

Eigentlich sollte man bei gewissen Erforschungen und sowie der Geist gewisse Gewölbe ergründet, immer allein sein. Ich frage mich, was der einsichtigste Mensch und der liebste Freund denken müßte, wenn ich laut neben ihm träumen würde, wie mir das manchmal begegnet, wenn ich vor einer Straßentafel stehen bleibe.

Zuerst ist es der Name, der mich erfaßt und die Gestalt, die er her vorruft. « Rue Barbet de Jouy... rue Claude Decaen... » und schon erscheint eine Figur, in den Kleidern, mit den Grundsätzen und Schrullen ihrer Epoche. Rasch formt sich ihr Lebensbild; dann gleitet sie durch die Zeit, ihr Gesicht altert, ihr Bild wird schrammig, gedunsen, zerfällt. Endlich wird ihr Name zu dem, was er für die Leute, die die Straße bewohnen oder dort ein Haus besitzen, bedeutet: zum Gott des Herdes, zum kleinen abgenutzten Familienidol, das man jeden Tag

zwanzigmal liebkost; dagegen ist der stolzeste Ruhm nur ein Hundehaus, in das man flüchtet. Oder er ist ein von den Notaren einbalsamierter Leichnam, der sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Für manche Menschen ist der Name einer Straße so sehr mit ihren Leidenschaften verknüpft, daß er, solange ihr Gehirn denken wird, für sie symbolische Kraft hat. Aboukir ist der verworfene Wunsch, eine alte geizige Verwandte tot zu sehen; Théodore de Banville bleibt ewig hinter der Maske einer koketten und hinterhältigen Frau verborgen; sein Name beschwört einen eigenartigen Duft, der mich erbleichen läßt.

Andern Straßennamen fehlt diese abstraktere Bedeutung; aber sie bleiben an unsere Gewohnheiten, an unsere trüben Schwächen gebunden. Jene Straße wird uns immer lachen sehen wegen eines Winkels, der einem Entenschnabel gleicht oder wegen einer Lücke im tollen Volk der Kamine; jene steile, der wir folgen, hindert uns am Atmen und läßt uns regelmäßig an die Gegenwart des Todes denken.

Diese ganze Legende staut sich um das Straßenschild, das seine Inschrift gleichzeitig verbirgt und offenbart. Bald habe ich nur noch das Gegenständliche dieser Tafel vor Augen, das königsblaue Email, die weißen Fäden auf der Seite und die grünen Tressen einer Försteruniform. Ich buchstabiere das Wort; es wird immer rauher, es feilt an der Kehle, es scheint einer barbarischen Mundart anzugehören. Und die Buchstaben! Ein wahres Wunder, daß sich diese Balken und Rundungen in meinem Bewußtsein nur schwer zu einem Wort zusammenschließen, kaum zu einem modulierten Laut wie dem Klangklang eines Schlüsselbundes, den man bewegt.

Die Straße zersetzt den Geist. Weshalb haben sich die Surrealisten nicht oder nicht genügend dieses Mittels bedient? Tief in unserm Innern verankerte Vorstellungen, blitzhafte Eindrücke, unzusammenhängendes Gerede, verborgene Dramen, die aus einem Irrtum der Perspektive entstehen, – all das entspringt der Straße. Diese ungeformte Landschaft, die sich jeden Augenblick zerstört, diese Vision, die weder Vorder- noch Hintergrund kennt, von der Zeit in den Raum und vom Raum in die ungetrübteste Träumerei springt, – liegt in ihr nicht für alle, die etwas auszudrücken suchen bevor sie es zerdenken, ein unerschöpfliches Sammelbecken? Wird man mich besser verstehen, wenn ich sage, daß mich nach einem langen Spaziergang durch die Straßen ein Gefühl befällt, das sich am besten mit dem vagen Pantheismus, der uns in der Einsamkeit des Waldes heimsucht, vergleichen ließe?

...Das Mittagessen nahm seinen Gang. France war sehr redselig und lächelte jovial. Vielleicht dachte ich undeutlich an alles, was ich hier geschrieben habe; denn obwohl ich den Reiz seiner Geschichten empfand, verspürte ich doch ein immer stärkeres Verlangen, ihm zu widersprechen. Er sprach vom Kriege und begann ihn – wie verständlich – tüchtig zu verfluchen. Da ihm alle beipflichteten, nahm ich den Moment wahr und erklärte, daß das was uns als ungeheuerliches Ereignis erscheine, vielleicht Folgen habe, die man noch gar nicht überblicken könne. Weshalb sollte man nach dem Umsturz nicht eine gewisse Läuterung des Geistes unter den einzelnen und im Leben der Nationen erwarten dürfen? Tatsächlich täuschte ich mich, denn ich dachte an das russische Volk, das sich eben erhoben hatte. France begriff nicht, daß sich diese Erwartung seinem Urteil anschloß und nur versuchte, den etwas kurzsichtigen Gesichtspunkten der Empfindsamkeit auszuweichen. Aber France' Empfindsamkeit stand im schroffen Gegensatz zu den politischen Theorien, denen er anhing. Er dachte vielleicht, daß ich diesen Gegensatz in schadenfroher Art betone; jedenfalls meinte er, es mit einem Gegner zu tun zu haben und sagte mit brutaler, kaum gedämpfter Stimme:

– Kann denn aus dem Kriege irgend etwas Gutes kommen?... Nein und abernein!

Er machte eine zornige Bewegung und sein Gesicht nahm jenen feindseligen Ausdruck an, den ich bereits beschrieben habe. Dann wandte er sich von mir ab.

Es wäre falsch zu sagen, daß France die Träumerei und alle Reichtümer, die sich in der Einsamkeit anhäufen, nicht gekannt habe. So denke ich keineswegs. Ein Artikel in *La Vie littéraire* beginnt so: « Ich habe glückliche Jahre gelebt ohne zu schreiben. Ich führte ein beschauliches und einsames Leben, dessen Erinnerung mir immer noch unendlich lieb ist. Damals studierte ich nichts, aber ich lernte viel. In der Tat, beim Promenieren macht man die schönsten geistigen und moralischen Entdeckungen. » Darin liegt zweifellos, wie so oft bei France, eine erkünstelte Kühnheit. Aber es ist wahr, daß er still und andächtig sein konnte. Sicher ist nur, daß er die ungeformte Erregung und jedes ursprüngliche Erlebnis aus seinen Träumereien verbannt hat; er führte sie sogleich höher hinauf; es waren literarische Abschweifungen, *Marginalia*; auf den Spaziergängen, an die er erinnert, mußte er die Natur mit Feststellungen, Bemerkungen, Hinweisen belasten; in Augenblicken der Begeisterung sprach er im Vokativ zu ihr.

Niemals war ein Geist dem Pantheismus, wie ich ihn eben zu umschreiben versuchte, ferner als der seine. Übrigens hat sich France immer von Gefühlen abgekehrt, die in den Tiefen des Seins liegen. Ihn lockte nur der schöne Schein. Das erklärt seinen Skeptizismus. Die Skeptiker sehen das All unter tausend bunten Farben, von denen jede strahlt, als ob es eine Wahrheit sei. Allein France hat sich schließlich auf seine Weise ernährt: er *dachte* den Schein.

Es gibt ein Werk France's, das ganz aus dieser Art schlägt. Es ist eines der ersten: *Jocaste*. Kühne Funde gibt es darin, untergründige Charakterbilder, eine realistische Darstellung des Lebens und der Wille, ohne jeden rhetorischen Kunstgriff auf die Leser einzuwirken. Freilich ist es immer paradox, im Werk eines Schriftstellers gerade das zu bewundern, was außerhalb seines eigentlichen Wesens liegt. Ich bin übrigens gerne bereit einzuräumen, daß beispielsweise *Thaïs* ein größerer Erfolg als *Jocaste* ist; aber ich bedaure, daß France nie einen Roman mit derselben Inspiration wie diese kurze Novelle geschrieben hat.

Nichts ist erklärlicher als die Ungunst, in der France seit seinem Hinscheiden steht. Da er noch nachlebt, hat man seine Stellung in der Literaturgeschichte noch nicht fixieren können und beurteilt nur sein Werk. Nun, er gehört zu den Schriftstellern, die durch ihre geistige Herkunft und durch das Klima, in dem sie lebten, ein Anrecht auf ein hohes Prädikat besitzen und deren Werk dennoch zweitrangig bleibt.

Soll ich das, was ich über sein Werk vorwegnahm, genauer umschreiben? Man stelle sich vier junge Schriftsteller vor, die euch heute beichten, welchem Vorbild sie folgen möchten. « Ich will wie Balzac werden », sagt der eine. « Ich Flaubert », erklärt der zweite. « Ich träume von Proust », meint der dritte. Der letzte wählt France. Wird man diesem nicht das geringste Temperament beimesse, wird man seiner Laufbahn nicht am leidenschaftslosesten folgen?

Was mich angeht, so kann ich nicht leugnen, daß ich viele Berührungs-punkte mit dem Reich, in dem France sich aufhielt, besitze. Aber ich gestehe, daß ich ihn nicht mehr lese. Ich fürchte, daß er mir eine Abneigung gegen eine bestimmte Art des Denkens und Schreibens hervorruft, der ich treu bleiben will; ich fürchte, daß er mich mit meinem Widerspruchsgeist vor die Straßentafeln zurückwirft. Der kritische Geist eines Renan ist wie eine ewige Saat; auch der von Sainte-Beuve hat durch seine Ideenküche große reizvolle Besitztümer; derjenige von France, man mag ihn bewundern oder nicht, ist ohne tiefe Tugend.

Nach diesen zwei Zusammenkünften begegnete ich France nur noch

einmal, einige Zeit vor seinem Tode. Es war bei der Eröffnung eines Schneiderateliers, in das uns eine Freundin, Frau von Molière, geladen hatte. Als ich eintrat, war France völlig umringt und schien an den Versammelten große Freude zu haben. Die Rolle der Mannequins fiel zum größten Teil jungen Frauen, die wir kannten, zu; ein Eintretender hätte glauben können, daß man die Vorbereitungen zu einem Dilettantenspiel treffe. Indem er von der einen zur andern ging, überprüfte er die Toiletten, erzählte Anekdoten, teilte Komplimente aus. Seine leise und liebkosende Stimme ließ mich in den freien Augenblicken immer an die Stimme eines Bildhauers denken; seine leicht zitternden Hände zeichneten feine Wolkenformen in die Luft.

Aber gegen das Ende des Nachmittags legte sich dieses anmutige Berauschtsein. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und sein Gesicht nahm jenen unbeweglichen und niedergeschlagenen Ausdruck an, wie ihn van Dongen in seinem Porträt festgehalten hat. Da die Gäste einen andern Salon besuchten, gab es der Zufall, daß er einen Augenblick allein blieb. Ohne näherzutreten, beobachtete ich ihn von der Seite. Auf einer Bank, neben seinem Sessel, lag ein Tüllkleid, dessen Schleppen den Boden berührte. Er betrachtete den Stoff, dann schien ihn plötzlich die Flamme eines kleinen Gasofens zu bezaubern, der in einer Ecke des Raumes brannte. Ich suchte die Bilder zu erraten, die er in diesem Herd vorbeiziehen sah. Die Kinnlade eines Esels? Die Syrinx des Pan? Der Durchpaß zur Hölle? Eine brennende Hütte? Indem ich ihm zu sah, erfüllte mich sein müdes und verlorenes Aussehen mit Mitleid; ich wollte auf ihn zugehn. Aber plötzlich hatten ihn Lachen und Stimmgewirr aus seiner stillen Betrachtung geschreckt; er warf den Kopf zurück, und ich entdeckte zu meiner Überraschung in seinen Augen einen entschlossenen, harten, beinahe triumphierenden Ausdruck. Ich konnte zuerst keine Erklärung für diesen Ausdruck finden. Aber dann erinnerte ich mich an das, was Nietzsche über die sonderbare Schadenfreude gesagt hat, die der alternde Künstler beim langsamen Zerfall seines Körpers und Geistes empfindet, während das Beste seiner selbst in den Werken gut geborgen liegt. «Als ob er im Verborgenen einen Dieb in seinen Truhen hantieren sehe – sagt Nietzsche – und doch wisse, daß die Laden leer und alle Schätze gerettet sind.»

Vor diesem letzten Gesicht fürchtete ich mich mehr, als vor allen andern, die France mir gezeigt, und ich zog mich zurück, ohne das Wort an ihn zu richten.